

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 16.

Berlin, Montag den 6. Februar

1837.

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

Eine Jugendgeschichte aus Genf.

Die Erziehung, so sagt ein alter Spruch, die Erziehung macht den Menschen. Es giebt eine ganze Gattung von Leuten, die, so zu sagen, auf der Schwelle von ihres Vaters Kramladen groß gewachsen sind, die schon als Knaben durch tägliche Begegnung mit der alltäglichen Welt abgerieben werden. Zudem sie nun so aufwachsen, erlangen sie wohl eine Art von praktisch pfliffiger Menschenkenntniß, einen Instinkt neugierigen Herumschnüffeln; sie sind auf der Gasse zu Hause, ihr Denkvermögen giebt sich mit dem Allertrivialsten zufrieden, und sie halten sich ihr Lebenslang an die Moral und an die Vorurtheile ihres Stadtviertels. Bei alle dem können sie Advokaten oder Präsidenten werden; sie finden sich in jederlei Beruf und verwalten ihn gut oder schlecht, je nachdem sie's eben an der Ladenschwelle gelernt.

Es giebt aber eine andere Art Leute; die haben zu ihrer Knabenzeit, so etwa ums 12te Jahr, in einem kleinen Kämmerlein gelesse mit der Aussicht auf einen weiten stillen Hof und auf einsame Dächer. Darüber sind sie nachdenklich geworden. Sie sind wenig vertraut mit dem, was auf der Gasse vorgeht, aber desto vertrauter damit, wie es innerlich bei ihren nächsten Nachbarn aussieht. Dabei erlernt man gleichfalls Menschenkenntniß, zwar keine so extensive, aber eine desto vertrautere und intensivere. Und wenn es draußen gar nichts zu sehen giebt, so lebt der Knabe mit sich allein und muß bei sich selbst einsehen. Derweilen sitzt der Andere auf der Schwelle, an der Gasse, und guckt alle Augenblicke nach etwas Neuem; wie sollte er sich selbst kennen lernen? — Er hat's nicht nöthig, er hat keine Zeit, keine Lust dazu. Wenn nun beide Knaben eines Tages zu Advokaten oder Präsidenten heranwachsen, so dünkt mir, der aus dem Kämmerlein wird sich wohl anders anstellen, als der von der Ladenschwelle.

Es ist ein ernstlich Ding darum, was Einer im 12ten Jahre für eine Wohnung hat, was für Leute er vorbeigehen sieht, was in seine Ohren tönt, und was es zu lachen oder zu weinen giebt, und was die Nachbarn machen, und was sonst Alles passiert. Es soll einmal Einer einen Erziehungsplan auslügen; er soll nach dem Rathe eines Freundes, eines Buches, oder nach eigenen erleuchteten Intentionen, seines Sohnes Herzens- und Geistesgaben nach väterlichen Absichten leiten! Er richtet sich drauf: alles Lebendige und Leblose in der Nachbarschaft, jedes Wort, jeder Ton, jedes zufällige Ereigniß vermag mehr als die planvollste pädagogische Weisheit. Gut, wenn es Euch zu Statten kommt; schlimm, sehr schlimm, wenn sich's mit Euren Absichten nicht verträgt. Das ist eine Summe von unausweichbaren Einflüssen; man kann sie nicht vermeiden, — noch mehr, man kann sie nicht entbehren.

Das erinnert mich an meine schönen Knabenzahre, die ich im stillsten Quartiere der guten Stadt Genf verlebte, hinter der Petrikirche, unweit des alten, schon damals als Gefängniß dienenden bischöflichen Palastes. Vor meinem Fenster wiegte ein schön belaubter Akazienbaum seine Blätter; durch das Grün hindurch sah ich die hohen Pfeiler der Kirche, die alten Thurmmauern; auf der anderen Seite die schwarze Gefängnißmauer; dazwischen durch eine freie Oeffnung den See mit seinen schönen Ufern. Wie glücklich war ich doch vor anderen Knaben meines Alters! Nicht im einsamen Kämmerlein zwischen Dächern, nicht auf der prosaischen Ladenschwelle, — an einem Ort, in einer Gegend wuchs ich heran, wo ich fürwahr ein großer Dichter hätte werden müssen, hätte in der Materia prima meines Gehirns nur das geringste Körnlein zu einem Dichter gelegen.

Mit wem ich in dem Stübchen lebte? Erstens mit meinem Präzeptor, ein klein wenig; zweitens mit mir selbst, ziemlich viel, am meisten aber mit Eucharis, mit Galatea und mit der tugendsamen reizenden Estella. Jedermann macht nämlich in seinem Leben ein Stadium durch, ein kurzes Stadium, wo er sich an Florian's Idyllen herzinniglich ergötzt. Damals war ich gerade mittendrin. Mit welcher Lust träumte ich mich unter die Lämmer blühenden Schönen, und wie erbaute ich mich an ihrer pretiosen Naivität, und wie schlürfte ich ihre rosendustenden Sentiments, und wie schön dachte ich mir sie im ländlichen Puz mit den bunten bedäuernden Hirtenstäben, tausendmal schöner, tausendmal anmuthiger, tausendmal edler und klüger und liebreicher und empfindsamer als die schönsten Mädchen in Genf. Ich hatte ihnen Liebe und Treue gelobt; nur Schade, ich durfte bei Leibe nichts davon merken lassen.

Nämlich: vor ein paar Tagen hatte mein Präzeptor mit mir einen sehr ernstlichen Diskurs geführt. Wir übersetzten den Telemach: wie er

sich auf der Insel der Kalypso so vortrefflich aufführt und die schöne Eucharis um der Tugend willen verläßt, welche Aufführung ihm Mentor dadurch erleichtert, daß er ihn ins Wasser wirft. Also las ich: et il précipita Télémaque dans la mer, und übersetzte, so gut ich es konnte: et Telemachum in mare de rupe praecipitavit. Da fing Herr Ratin, so hieß mein Präzeptor, zu fragen an, was ich wohl davon dünkte, und ob der Herr Mentor recht gethan? Ich sah ziemlich verdutzt; so viel hatte ich aber doch schon weg, daß ich den Herrn Mentor in Gegenwart des Herrn Präzeptors nicht tadeln dürfte. Im Grunde wollte es mich bedünken, daß der Herr Mentor mit seinem Zögling doch ein bißchen zu grob umgesprungen. „Ich meine“, sagte ich, „der Telemach ist noch recht gut davongekommen, daß er einiges bitteres Meerwasser geschluckt hat.“ — „Sie haben meine Frage nicht verstanden“, hob Herr Ratin an; „sehen Sie, Telemach war in die Nymphe Eucharis verliebt. Nun ist aber die Liebe eine sehr schädliche und unerbare Leidenschaft und läuft der Tugend zuwider. Wenn ein junger Mann verliebt ist, so wird er träge und weichlich und zu nichts nuß, als seiner Geliebten zärtliche Komplimente zu machen, wie Hercules der Dymphale. Der weise Mentor hat es also vortrefflich angefangen; um den Telemach vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen, hat er ihn heruntergeworfen. Sehen Sie“, sagte Herr Ratin, „so hätten Sie mir antworten müssen.“

So erfuhr ich denn auf indirekte Weise, wie bedenklich mein eigener Kasus war und wie weit ich schon vom Pfade der Tugend abgewichen; denn gewiß, ich liebte Estella so sehr, wie Telemach die Eucharis. Also nahm ich mir innerlich vor, mein sündhaftes Gefühl zu bekämpfen; denn aus Herrn Ratin's Lehren und aus seiner großen Bewunderung für Herrn Mentors pädagogische Kunstgriffe sah ich wohl voraus, daß die Sache mir einmal ein großes Unglück zuziehen könnte. Die Rede meines Präzeptors hatte überhaupt einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und zwar eben darum, weil ich ihn nicht verstand. Es war etwas Rathselhaftes, Geheimnißvolles für mich darin. Ich hatte den ernstlichen Vorsatz, mich gut aufzuführen, mich nicht in den Abgrund zu stürzen, meine sträflichen Gefühle zu unterdrücken, und meine Phantasie beschäftigte sich unablässig mit den drohenden Worten meines Präzeptors, wie mit einem Drakel, um dessen dunkeln Sinn zu ergünden. So war meine erste Liebe beschaffen; der Diskurs meines Präzeptors machte ihr den Garau.

Ich guckte nun fleißiger zum Fenster hinaus. Da war mir gegenüber die schwarze dunkle Mauer, hinter welcher die Gefangenen saßen, und ganz unten tief in der Mauer ein einziges Fenster, eigentlich nur ein Loch, klein, mit Eisengittern verwahrt und draußen noch durch eine niedrige Mauerbrüstung verstellt, so daß dem Gefangenen nur von oben ein bißchen Licht in seinen Kerker fiel; er konnte den Kopf nicht herausstecken und auch durch das Gitter die Strafe nicht sehen; ich aber sah es von oben. Der Anblick erregte mir kein Erbarmen, sondern Furcht und Abscheu. Das Urtheil eines Knaben wird eben, weil es nach einer Seite hin unschuldig, gutmüthig und zutraulich ist, auf der anderen Seite recht hart und streng und grausam. Das Kind denkt sich in der Welt lauter gute und ehrliche Leute; um so tiefer ist seine Entrüstung, sein Abscheu darüber, daß Einer sich untersteht, zu sieheln und todzuschlagen. Ich wußte es nicht anders, als daß die Gerechtigkeit die guten Leute gegen die Bösen beschütze; keine Strafe für die argen Bösewichter schien mir hart und streng genug. Später freilich mildert die Erfahrung solches Urtheil; die guten und ehrlichen Leute kommen Einem schon verdächtiger vor; menschliches Gericht erscheint nicht mehr heilig und unfehlbar; in den Bösewichtern erkennt man unglückliche Opfer der Verführung, der Armuth, der Ungerechtigkeit, und der Hohn über das Verbrechen wandelt sich in Mitleid mit dem Verbrecher. Kinder aber, in ihrer glücklichen Unwissenheit aller dieser Dinge, haben daher manchmal harte und grausame Worte und Gedanken; ihr moralisches Bewußtseyn äußert sich in ungebrochener, ungebeugter Stärke. Wenn ich einen Mann von einem Gendarmen ins Gefängniß führen sah, so sah ich den Gefangenen mit Haß, den Gendarmen mit Liebe an. Wäre ich nicht so unverdorben gewesen, so würde ich den Gendarmen gehaßt und den Gefangenen bedauert haben.

Eines Tages, noch erinnere ich mich dessen deutlich, wurde Einer vorübergeführt, bei dessen Anblick sich mein ganzes Blut empörte. Er hatte einem Anderen bei der Ermordung eines ehrwürdigen Greises geholfen, dessen Reichthum ihre Habgier gereizt hatte. Ein Kind war unbemerkt Zeuge des Verbrechens gewesen, und sie hatten einen zweiten Mord nicht gescheut, um sich des Anklägers zu entledigen. Der eine von den Beiden wurde hingerichtet; der Andere mochte einen geschickteren Verteidiger gefunden, oder es mochten sich mildernde Umstände

für ihn ergeben haben, man verurtheilte ihn zu schwerem Gefängniß auf Lebenszeit. Auf dem Wege zum Kerker, vor meinem Fenster vorbei, sah er noch mit neugierig frechen Blicken die Häuser und die Menschen, und wie er mich ins Auge faßte, fuhr ein Lächeln über sein Gesicht, gleich als kenne er mich. Darüber gerieth ich in Unruhe, in Angst, ich konnte es nicht vergessen, ich sah den ganzen Tag über die lächelnde Frage vor Augen. Ich erzählte die Geschichte dem Herrn Ratin; er beruhigte mich, indem er mir einen langen Diskurs hielt voll Vorwürfe, daß ich so viel Zeit damit zubräuchte, auf die Strafe zu gucken.

Er war eigentlich ein kurioser, ein närrischer Mann, der Herr Präzeptor, moralisch und pedantisch, ehrwürdig und lächerlich, ernst und drollig, so daß ich ihn immer mit Ehrfurcht und doch nie ohne Lachlust ansah. Hier zeigte sich aber, wie die Nüchternheit, die strenge Aufrichtigkeit eines Lehrers und die Uebereinstimmung seines Betragens mit den Vorschriften, die er predigt, wie dies auf den Schüler wirken kann. Wenn mich auch Herr Ratin gar oft zum Lachen brachte, so übte er doch einen Einfluß auf mich und flößte mir einen inneren Respekt ein, wie dies keinem noch so gelehrten oder gewandten Lehrer gelungen seyn würde, an dessen sittlichem Betragen ich die geringste Abweichung von der Strenge seiner eigenen Vorschriften ausgeprägt hätte. Vorsüchtig war Herr Ratin über alle Maßen. Ganze Blätter im Telemach ließ er mich überspringen, weil sie sich mit der Sittlichkeit nicht vertrügen; mit dem größten Eifer suchte er jede Vorliebe für die jätliche Kalypso in mir auszurotten. „Ihres Gleichen“, sagte er, „gibt es viele in der Welt, und sie sind höchst gefährlich.“ Die arme Göttin hatte es schlimm bei ihm, er machte sie förmlich zu seinem Sündenbock. Lateinische Autoren lasen wir gar nicht anders, als in den expurgirten Texten des Jesuiten Jouvency, und auch da wurden noch viele Stellen übersprungen, die der fromme Jesuit als gefahrlos hatte stehen lassen. Daber kam's, daß ich mir von vielen unbekanntem Dingen eine ganz entsetzliche Vorstellung machte, und daß ich mit der größten Aengstlichkeit vermied, Herrn Ratin meine Gedanken, auch die unschuldigsten, zu verrathen, wenn nur im Entferntesten etwas wie Kalypso darin vorkam.

Diese Methode meines Präzeptors kann ich noch heute nicht ganz löblich finden; im Uebrigen war Herr Ratin ein guter Mann, und seine Strenge bestand hauptsächlich im Predigen, wobei seine Diskurse von Latein und von Römischer Geschichte überquollen. Einen Dintenleck belegte er mit Citaten aus dem Seneka, und wenn ich einen unwilligen Streich gemacht, so hielt er mir den Cato Uticensis als Beispiel vor. Nur Eines war, was er mir nie verzieh: die Lachlust. Gott weiß, was der gute Mann Alles aus meinem Lachen heraus diagnostizirte: neumodisches Jahrhundert, frühzeitige Immoralität und alles mögliche Böse für die Zukunft. Ueber diesen Punkt gerieth er in Leidenschaft und diskursirte ohne Ende. Ich weiß auch wohl, woher das kam: er hatte eine Warze auf der Nase.

Selbige Warze war ungefähr so groß wie eine Erbse, mit einem Büschelchen Haare bewachsen. Die Härchen waren sehr fein und befassen ausgezeichnete hygrometrische Eigenschaften; denn ich merkte wohl, sie waren bald glatter, bald gekräuselter, je nach dem Wetter. Zuweilen geschah es, daß ich mir, während Herr Ratin vortrug, die Warze ansah, ganz unschuldigen Sinnes, ohne einen Gedanken an Spott, bloß weil was dran zu sehen war; dann pflegte mich Herr Ratin auf einmal böse anzufahren und zu schelten, daß ich nicht Acht gäbe. Zuweilen ereignete sich der interessante Fall, daß eine Fliege sich durchaus und allem Abwehren des Präzeptors zu Troß auf die Haare setzen wollte; dann wurde er unwirsch und ungeduldig und ließ mich gewaltig schnell explizieren, damit ich nicht Zeit hätte, vom Texte auf und nach seiner Nase hinzusehen, wo der hartnäckige Kampf vor sich ging. Aber eben daran merkte ich, es müßte etwas los seyn, und die Neugier ließ mich nicht ruhen, bis ich ihm ganz verflohen ins Gesicht geguckt. Wenn ich sah, was da vorging, wandelte mich die Lachlust an, und wenn die Fliege hartnäckig Posto faßte, so brach es los; dann that Herr Ratin, als wenn er gar nicht im Mindesten wüßte, woher ihm das Kergerniß käme, sondern er stellte sich hin und hielt eine donnernde Predigt gegen die Lachlust im Allgemeinen und demonstirte mir ihre höchst unseligen Folgen ganz ausführlich und jede besonders.

Es ist aber doch eine gar schöne Sache um das Lachen aus Herzenslust, das Lachen um Nichts und wieder Nichts; ich weiß mir nichts Schöneres, und ist's verboten, so ist es doppelt süß. Mein Präzeptor hat mich nicht davon kurirt, die Jahre haben's gethan. Ja, wer mit inniger Herzenslust lachen will, der werde ein Knabe von vierzehn Jahren und sitze über der Lektion und schaffe sich, wenn er einen aufstreifen kann, einen Lehrer mit einer Warze auf der Nase und drei Berichrchen drauf. Gelernt hab' ich aber doch etwas von Herrn Ratin's Warze. Ich habe mir daraus abstrahirt, daß alle empfindliche Leute irgend eine physische oder moralische Schwäche, so eine Art von sichtbar oder unsichtbarer Warze an sich haben. Und darum reden sie sich immer ein, daß man sich über sie lustig machen wolle. Bei Leibe lache Keiner in Gegenwart solcher Leute, sonst lacht er über sie. Bei Leibe spreche Keiner von Linjen oder Blümchen, sonst macht er eine Anspielung; und wenn einer zu diesen Leuten von Cicero oder Scipio Nasica spricht, so mag er sehen, wie er's verantwortet.

So verstrichen Tage und Wochen, und es kam die Zeit der Mailkäfer heran. Die Mailkäfer! wie hatte ich sonst mein Spiel und meine Lust damit gehabt! Jetzt war ich schon zu groß, zu vernünftig, kaum sah ich mehr einen an. Wie schnell wird doch der Mensch alt!

Jedoch, wenn man allein auf seinem Stübchen sitzt und sein Pensum arbeitet und herzlich darüber gähnt, so ist Einem jeder Gesellschafter willkommen. Ich ließ einen Mailkäfer auf meinem Tische kriechen und unterhielt mich mit ihm aufs Beste; ich hätte ihn können am Faden schnurren oder eine Nusschale fortschleppen lassen; aber nicht doch, das ist ein kindischer Spaß. In seinem fünfzehnten Jahre kann man mit einem Mailkäfer etwas Gescheidteres anfangen. Meint ihr etwa

nicht? Vom Kinderspiel bis zum Experiment des Naturforschers ist ein weiter Weg und manches Ergögliche und Lehrreiche liegt dazwischen.

Erstlich legte ich den Mailkäfer auf den Tisch und stürzte ein Glas über ihn um; er krabbelte mit Mühe an der glatten Wand hinauf, und so oft er herunterfiel, fing er doch unverdrossen immer wieder von vorn an. Manchmal fiel er auf den Rücken, was für einen Mailkäfer immer ein großes Unglück ist. Ebe ich mich seiner erbarmte, sah ich lange zu, wie er mit seinen sechs Füßen geduldig in der Luft herumsuchte, ob er nicht etwas fände, sich daran festzubalten. Er fand rund herum nichts, aber er suchte doch immer fort. Die Mailkäfer haben keinen Verstand, dachte ich bei mir. Endlich, wenn er sich lange genug gequält hatte, hielt ich ihm die Fahne meiner Schreibfeder hin, und siehe da, ich erfuhr, wie Verquin sagt, daß jede gute That sich selbst belohnt. Denn diese Hülfsleistung verhalf mir zu der schönsten und glücklichsten Entdeckung, die man jemals in der Naturgeschichte der Mailkäfer gemacht. Das Thierchen klammerte sich an die Spitze von meiner Feder und half sich auf die Weine; ich ließ ihm einige Zeit, wieder zu Sinnen zu kommen und sich zurecht zu setzen; während dessen schrieb ich weiter an meinem Pensum, doch widmete ich den factis und gestis meines Mailkäfers größere Aufmerksamkeit, als den Thaten Julius Cäsar's im vierten Kapitel de bello Gallico, das ich übersetzen sollte. Was wird der Mailkäfer thun? Wird er wegsfliegen, oder wird er an der Feder herunterkriechen? Wie oft hängen doch die wichtigsten Ereignisse von den kleinsten Umständen ab! Wäre er weggeflogen, so hätte ich meine große Entdeckung nicht gemacht, ich hätte den Gedanken daran gar nicht gefaßt, aber er that mir den Gefallen und spazierte an der Feder herunter. Wie er sich der Dinte näherte, überschlichen mich großartige Gedanken, Ahnungen des wichtigen Ereignisses, welches eintreten sollte. So hat Columbus seine neue Welt im ahnenden Geiste geschaut, bevor ihm die ersehnte Küste am Horizont erschien. Endlich, endlich kommt der Moment: Der Mailkäfer kriecht über den Schnitt der Feder hinweg und stunkt seine Maulzange in die Dinte. Nun geschwind ein weißes Blatt Papier. . . . Was wird der nächste Augenblick gebären? —

Der Käfer setzt seine Vorderfüße auf das Blatt, und indem er seinen Weg mit dem Maulte sondirt, zeichnet er ihn mit seinen schwarzen Punkten vor sich her. Schöne Linien und Zeichnungen! Ich weiß nicht, ob der Mailkäfer durch sein Genie auf einen Kunstgriff verfiel, oder ob der Vitriol ihn um das Mäulchen suchte: genug, von Zeit zu Zeit hob er seine Zange in die Höhe, dann senkte er sie wieder und dabei marschirte er immer gemächlich fort; das gab denn eine vortreffliche durchbrochene Arbeit, Pünktchen und Strichelchen von äußerster Feinheit und Delikatesse. Auf einmal fällt ihm was ein, er macht Rechts schwenkt und nach einer Weile wieder Links schwenkt — sieh da, wahrhaftig, es ist ein deutliches S. Da kam mir ein Lichtstrahl. Ich nehme das wunderbare Thier zwischen meine Finger, tauche ihm das Maul recht tief in die Dinte, und so setze ich den Käfer auf das leere Vorderblatt von meinem Schreibheft nieder. Ich bewaffnete mich mit einem Strohhalm, um seinen Marsch zu dirigiren; ich halte ihm den Strohhalm vor die Nase, so muß er Rechts machen; halte ich ihn rechts, so muß er links, halte ich ihn links, so muß er rechts, und so bringe ich's durch geschicktes Kommando dahin, daß der Mailkäfer meinen Namen auf das Blatt schreiben muß. Es war keine kleine Arbeit, zwei Stunden dauerte das Exercitium, aber auch welch ein Meisterstück! —

Um die künstliche und feine Arbeit genauer in Augenschein zu nehmen, war ich ans Fenster getreten und hatte es geöffnet. Ich war zu meiner größten Zufriedenheit beim letzten Buchstaben angelangt, als eine Stimme von draußen mir leise zurief: „Junger Freund!“ Ich sah mich auf der Straße um, sie war ganz leer. „Hier“, rief die Stimme wieder. „Wo“, fragte ich. „Hier haben, im Gefängniß“, so kam die Antwort. Nun begriff ich's, der Gefangene rief mir aus seinem Kerkerloch zu, derselbe Gefangene, der Mörder, dessen Blick mir eine so große Angst eingejagt hatte. Ich fuhr zurück, ich flüchtete bis hinten in mein Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

(Schluß.)

Als das Abendessen aufgetragen war, bot mir Herr von Parny den Arm, um mich in den Speisesaal zu führen; er selbst placirte sich als Hausherr und machte die Honneurs, so daß man nicht länger an seiner Verbindung mit Mlle. Contat zweifeln konnte. Kaum saßen wir an dem mit Eleganz und Geschmack servirten Tische, als ihr Jemand mit einer Benachrichtigung aus dem Théâtre Français gemeldet wurde. Mlle. Contat, unwillig, an die langweiligen Pflichten ihres Standes in einem Augenblicke erinnert zu werden, wo sie sie so ganz vergessen hatte, ließ sagen, daß es schon zu spät sey, um sich mit Theater-Angelegenheiten zu beschäftigen, und daß man am anderen Morgen wieder kommen solle. — „Aber Madame“, erwiederte der Bediente, „Herr Florence selbst kommt im Namen des Comité, wegen einer sehr wichtigen Sache, und will nicht fortgehen, ohne Sie gesprochen zu haben.“ — „Nun, so lassen Sie ihn in mein Cabinet treten“, sagte die Contat mit ziemlich sülber Laune; „ich werde sogleich zu ihm kommen.“

„D, lassen Sie ihn hereinführen“, rief Mad. J. . . .; „wir sind neugierig, Florence, den wir bis jetzt nur in der Rolle der Vertrauten gesehen haben, nun auch als Botschafter und Diplomaten kennen zu lernen.“

„Sie haben Recht; er ist in diesem Fache viel weniger schlecht“, sagte Mlle. Contat; „glauben Sie wohl, daß der mittelmäßigste Schauspieler bei unserer Bühne der beste Direktor derselben ist? Er ist klug und verschmischt; man muß ihm gehorchen, ohne zu wissen, warum?“

Zadessen nehme ich mir zuweilen die Freiheit, seinem Willen Trotz zu bieten."

"Ich weiß nicht, was er von ihr verlangen wird", flüsterte mir Vigée zu; „aber ich will hundert gegen Eins wetten, er leidet nicht unvorderechter Sache zurück."

Endlich trat der einstimmig von allen Gästen beehrte Florence ein und grüßte rechts und links mit einer gewissen, den Vertrauten und Bittstellern eigenen, demüthigen Miene. Ein allgemeines Stillschweigen herrschte in dem Saale, als ob man einer feierlichen Vorschau entgegen sähe, und Florence sagte nun, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit Talma's die für den anderen Tag angekündigte Vorstellung des „Manlius“ nicht gegeben werden könne, und daß er gekommen sey, um Mlle. Contat im Namen aller Uebrigen zu bitten, in dem „Misantrop“ und den „Fausses confidences“ zu spielen. Mit verbindlicher Artigkeit fügte er hinzu, daß sie allein im Stande sey, das Publikum und den Theater-Kassirer für den durch Talma's Krankheit erlittenen Verlust zu entschädigen.

Eine klare und unumwundene abschlägige Antwort war die Erwiederung auf dieses schmeichelhafte Verlangen; jeder Andere, als Florence, hätte sich müthlos zurückgezogen, denn der verächtliche Blick und gebieterische Ton, mit dem sie ihre Verfassung ausgesprochen hatte, schien jede Hoffnung auf Nachgiebigkeit zu rauben. Indessen ließ er nicht nach, bat für die Abwesenden, für die Mitspielenden; Alles umsonst. Mlle. Contat erwiderte mit Ungebuld: „Ich will morgen nicht spielen, lassen Sie mich in Ruhe“, — so wie man lästigen Bettlern sagt: „Macht, daß Ihr fortkommt; ich habe kein Geld bei mir.“

Nachdem er alle Beredsamkeit eines Theater-Direktors in vergeblichen Bitten erschöpft hatte, machte Florence, der bis jetzt unbeweglich hinter dem Stuhle der Contat, wie Narcisse hinter dem Nero's, gestanden hatte, einige Schritte der Thür zu, als ob er sich entfernen wollte; dann aber näherte er sich wieder und sagte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Sie sind wahrlich hart und unbarmherzig, Madame; denn Sie zwingen mich, jetzt, so spät es ist, noch zu Mad. Petit *) zu gehen, um diese zu bitten, daß sie morgen Ihre Rolle in der „mère coupable“ übernehme. Es ist eine Grausamkeit, sie jetzt zu wecken; denn sie ist auch leidend, und dennoch bin ich überzeugt, daß sie spielen wird; sie ist eine so gefällige Frau.“

Es ist unmöglich, den magischen Effekt zu schildern, den der Name der Mad. Petit auf Mlle. Contat hervorbrachte; ihre Eigenliebe war gereizt, denn Jene war ihr in dieser Rolle weit überlegen; zwar war sie auch eher für eine zweite Schauspielerin geschrieen, doch konnte die Contat die Idee nicht ertragen, sich in einer Rolle, die sie einstudirt, von einer Anderen übertroffen zu sehen, und der Gedanke, Jene könne Sensation erregen, war ihr fürchterlich.

„Geben Sie Acht“, sagte mir Vigée lachend, „jetzt fängt die Scene an.“ — Und in der That veränderte die Contat plötzlich den Ton und sagte mit mitleidiger Stimme: „Wie? Mitternacht ist vorüber, und Sie wollen die arme Frau jetzt noch quälen, morgen zu spielen? Das ist wirklich eine Tyrannei von Ihnen.“ — „Ohne Zweifel“, erwiderte Florence, „es wird mir schwer genug; aber was soll ich thun?“

„So geben Sie morgen einen Ruhetag, wegen Unpäßlichkeit.“ — „Das ist unmöglich, Madame; Schnupfen und Husten haben die Abonnenten in diesem Monate schon um zu viele gute Vorstellungen gebracht; die Theater-Kasse kann nicht so leicht diese Einnahmen entbehren.“ —

„Wahrlich, wenn man ihn hört, sollte man nicht glauben, die Existenz der Schauspieler und der Ruin des Theaters hingen allein von mir ab.“ — „So ist es in der That“, erwiderte der Direktor mit der erheiterten Miene eines Advokaten, der den glücklichen Erfolg seines letzten Mittels vor Augen sieht; „aber ich habe schon zu lange Ihre Geduld gemißbraucht“, fügte er hinzu, und sich tief verbeugend, wollte er sich entfernen.

Der Vicomte von Ségur, der vielleicht zuerst bemerkt hatte, wie der Name der Mad. Petit den Entschluß der Mlle. Contat wankend gemacht, kam ihr mitleidig zu Hilfe und tadelte mit affektirter Wärme ihren hartnäckigen Widerstand gegen die Bitten des Theaters und die Wünsche des Publikums; wir Alle, die großmüthigen Absichten des Herrn v. Ségur errathend, vereinigten unsere Bitten mit den Schmeicheleien des galanten Vicomte, und Mlle. Contat, entzückt, sich zu der Erfüllung ihres eigenen Wunsches gezwungen zu sehen, rief Florence zurück, um ihm zu sagen: „Weil man es denn durchaus will, werde ich morgen Abend in beiden Stücken spielen.“

Mlle. Contat sah den Komiker Dugazon als den besten Lehrer beim Théâtre Français an, und, sonderbar genug, er exercirte in der Kunst, gute Tragiker zu bilden. Er hatte sich in einem solchen Grade die Manier des berühmten Le Kain angeeignet, daß Mlle. Contat zuweilen bis zu Thränen gerührt wurde, wenn er spielte; jede seiner Bewegungen erinnerte sie an den großen Tragiker, trotz des grotesken Gesichts, der dünnen Stimme und der ganzen Buffo-Tourneur Dugazon's. Sie gestand uns, in der Rolle der „Susanne“ auch einmal einen vortrefflichen Rath von ihm angenommen zu haben.

„Er kann nicht besser seyn, als die Lebre, die Sie ihm neulich gegeben“, sagte Herr von Chazet (der junge Dichter, dessen geistreiche und anmuthige Verse damals schon bekannt waren), und er erzählte uns, wie das Publikum vor wenigen Tagen wegen eines zu langen Zwischenaktes ungeduldig geworden, Dugazon, als zeitiger Direktor für den Monat, den Vorhang habe in die Höhe ziehen lassen und hervorgetreten sey, um zu sagen, daß das Stück „le mariage secret“ nicht angefangen werden könne, weil Mlle. Contat noch nicht mit der Toilette fertig wäre. Das Parterre zischt und pocht; doch als das Stück endlich anfängt, ist Alles wieder still; Frau von Belmare erscheint, und auf neue lassen sich Töne des Mißfallens hören; verwundert über eine so ungewöhnliche Ausnahme, fragt Mlle. Contat nach dem Grund derselben

*) Ehemals Mlle. Vanhove, nachmalige Mad. Talma.

ben, erfährt ihn nur zu bald und bietet nun alle Kraft ihres Talentes auf, um durch vortreffliches Spiel das Publikum zu zwingen, sein erstes Urtheil zurückzunehmen. Nie schien sie mit solcher Grazie und Liebenswürdigkeit gespielt zu haben; aber auch nie ward sie durch rauschenderen ungetheilteren Beifall dafür belohnt; triumphirend tritt sie hinter die Couliße und sagt lachend zu dem ci-devant Terroristen: „Nun, Herr Dugazon, Sie müssen auch immer denunciren!“ — Bei diesen Worten, fügte Chazet hinzu, machte der arme Ankläger eine so betrübte, unglückliche Miene, daß er wirklich Mitleid einflößte.

— Wenige Jahre nach dem Abgange der Frau von Parny von der Bühne ward sie von derselben Krankheit ergriffen, die mir meine Mutter geraubt hatte; diese merkwürdige Ähnlichkeit in den Zügen, der Stimme und der Todesart hat mich so frappirt, daß ich späterhin Niemand sterben sehen konnte, ohne auch für den zu zittern, der ihm ähnlich sah, und diese traurige Ahnung ist leider! fast immer eingetroffen.

Der Doktor Corvisart besah allein Frau von Parny's volles Vertrauen; aber er litt an der Gicht, und nur dem Kaiser machte er noch persönlich seine Besuche, wenn es seiner ärztlichen Hilfe galt. Nachdem sie ihn mehrere Mal konsultirt hatte, kam sie eines Tages zu ihm, um sich Verhaltungs-Maßregeln wegen ihrer Lebensweise und Diät zu holen. Corvisart hatte gewünscht, den Doktor Halle zu Rathe zu ziehen, er wollte mit ihm über Mittel sinnen, das Leben der Kranken, wenn auch nicht zu retten, doch länger zu erhalten. Als sie zu ihm kam, lag er noch im Bette, man führte sie in das Kabinett des Doktors, und sie setzte sich an sein Bureau. Auf dem Schreibtische lag ein angefangener Brief, Frau von Parny's Blick fällt zufällig darauf, und sie sieht ihren eigenen Namen mehrere Mal auf derselben Seite wiederholt. Von dem Wunsche getrieben, zu wissen, was Corvisart über ihren Zustand an Halle schreibe, nimmt sie das Blatt in die Hand und liest eine Stelle, die sie zu einem gewissen Tode in dem Zeitraume von 4 Monaten verurtheilt und die Mittel detaillirt, die fürchterlichen Leiden zu mildern, welche ein unheilbares Krebsgeschwür der Kranken verursacht. In dem Augenblicke, wo diese Zeilen eine Todtenblässe über das Gesicht der Parny verbreiteten, trat Corvisart ein: sein Adersblick suchte aus den Zügen der Kranken zu erspähen, ob sie ihr Urtheil gelesen; aber ihr liebenswürdiges Lächeln, ihre Heiterkeit täuschten ihn, sie wollte ihrem Arzte den Schmerz ersparen, sie zuerst auf die Schrecknisse eines nahen Todes vorbereitet zu haben, und er ahnte nicht, daß die Großmuth so viel Kraft verleihen könne. Die Nothwendigkeit, sich die Füße warm halten zu müssen, verschüßend, führte er Frau von Parny in die Nähe des Kamins und warf nachlässig sein Taschentuch über den Unglücksbrief. Die Kranke bemerkte mit nassem Auge seine unnütze Sorgfalt; der Doktor gab ihr die Verordnung zu einem beruhigenden Mittel, das ihr wenigstens, wie er sagte, für die Nacht Schlaf verschaffen werde; sie entfernte sich, das furchbare Geheimniß mit sich fortnehmend. — An demselben Abend war ihr Salon mit den ausgezeichneten Männern und Frauen gefüllt; man bemerkte, daß sie nie mit mehr Geist und Liebenswürdigkeit sich unterhalten, nie mit größerem Vergnügen die Heiterkeit und gute Laune ihrer Gäste gesehen hatte, aber die mitleidigen Blicke, die sie auf ihre Kinder richtete, der liebevoll schmerzliche Ausdruck, mit dem sie das jüngste derselben häufiger als gewöhnlich an das Herz drückte, mußten dem scharfen Beobachter das traurige Geheimniß, das ihr Herz durchbohrte, verrathen.

Drei Monate später war derselbe Salon wieder mit den ausgezeichneten Personen gefüllt, aber die Heiterkeit, die sonst hier herrschte, hatte der tiefsten Trauer Platz gemacht, und jene Elite der feinen Welt, jene großen Künstler, jene schon mit Ruhm bedeckten Offiziere und Schriftsteller bildeten einen Trauerzug. Sie hatten sich versammelt, um der berühmten Schauspielerin die letzte Ehre zu erweisen, um ihrem Herzen, Geist und Talent die letzte Huldigung darzubringen.

Sophie Gay.

Bibliographie.

- Rassemblement, campement et grandes manoeuvres des Troupes Russes et Prussiennes réunies a Kalisch. — Vom Obersten v. Decker. Aus dem Deutschen übersetzt von Capitain Hallot. Mit Karten und Plänen.
Chroniques et légendes de France. — 21 Fr.
Paris historique. — Von Nedier, Regnier und Champin. Erste Lieferung. 60 C.
Vigée-Lebrun, Souvenirs. — Dritter Band. 7½ Fr.
Revue du Nord. — Dritter Jahrgang.
Le Don Quichotte. Journal des folies du siècle. — Erster Jahrgang. 10 Fr.
La belle Picarde. — Roman von Lebbuy. 2 Bde. 13 Fr.
Le manteau bleu. — Von dem Fürsten E. v. G. 3 Fr.
Le derau fils de Louis XVI. — Von Morel de Saint Didier. 1½ Fr.

A u s t r a l i e n .

Gebräuche der Eingebornen auf Neu-Holland.

So sehr auch die meisten Englischen Kolonien auf Australiens Kontinent an Wohlstand zunehmen, so verharren doch die Eingebornen nach wie vor in ihrer thierischen Dummheit. Nirgends findet man abgeschmacktere Gebräuche und einen gröbteren Aberglauben.

Dieser Eingebornen, welche in Wäldern leben, müssen sich ihren Unterhalt sehr sauer erwerben; sie klettern auf Bäume, um Vögel zu fassen, und fangen die vierfüßigen Thiere in Schlingen. Aus zerstoßenen Farnkraut-Wurzeln und Ameisen, wozu in der rechten Jahreszeit noch die Eier dieser Insekten kommen, bereiten sie einen ekbaren Teig. Sie verschlingen Alles, was ihnen in die Hand fällt, selbst Würmer, Raupen und Ungeziefer nicht ausgenommen. Männer und

Frauen reiben sich die Haut mit Fisch-Del, das sie gegen den Stich der Mosquitos schützt, ihnen aber zugleich einen scheußlichen Geruch mittheilt. Oft beschmieren sie den Körper mit rother und weißer Erde und schmücken ihr Haar mit Fischgräten, Knochen von Vögeln, Federn, Stücken Holz oder Zähnen des Känguru. Manche nehmen sich ganz wie Priester oder Tensel aus: von Kopf bis zu Füßen schwarz übermalend, malen sie einen breiten Ring von weißer Farbe um beide Augen und weiße Streifen auf Arme, Schenkel und Beine. Zuweilen bringen sie sich mit Messern tiefe Wunden bei, und wenn diese Wunden sich vernarben, so bilden sie auf ihrem Körper Zeichnungen, die für eine große Tugend gelten.

Im 12ten oder 13ten Jahre ihres Alters bestehen die Knaben eine Operation, die man Gna-gung nennt; man durchbohrt ihnen den Nasenknorpel, um ein Stück Rohr oder Knochen hineinzustecken. In demselben Alter werden sie zum Range von Männern befördert, nachdem sie einem ihrer Vorderzähne entsagt haben. Ich will hier die vornehmsten Umstände dieser Operation mittheilen, von der ich selber Zeuge war.

Die Wilden eines Stammes in der Nachbarschaft von Sidney waren, mit Keulen, Schilden und Lanzen bewaffnet und in ihrem schönsten Putze stehend, auf einem kleinen umzäunten-Platz zusammengetreten. Ihnen gegenüber standen funfzehn Knaben. Die Bewaffneten rückten ihre Lanzen und Schilde schützelnd und mit den Füßen Staub aufwühlend, unter Gehel heran. Der Staub überdeckte die ganze Versammlung. Einer der Krieger packte den ersten Knaben, den seine Kameraden vergeblich zu beschützen suchten, und schleppte ihn nach dem anderen Ende des Yu-lang (so heißt der umschlossene Raum), wo er mit untergeschlagenen Beinen, gebücktem Kopfe und in einander gelegten Händen sitzen blieb, bis auch alle Uebrigen auf dieselbe Weise herbeigeschleppt worden waren. Die Kerredai's vollzogen darauf einige ihrer mythischen Gebräuche. Einer von ihnen fiel plötzlich an den Boden, wälzte sich, indem er allerlei gezwungene Stellungen annahm, als hätte er die unerträglichsten Schmerzen, und schien endlich von einem Knochen entbunden zu seyn. Während dieses fürchterlichen Kreisens umtanzten ihn eine Menge Eingebornen unter großem Geschrei, und Einige schlugen ihn von Zeit zu Zeit auf den Rücken, bis er den wunderbaren Knochen von sich gegeben hatte. Kaum war dieser, im Zustande der äußersten Ermattung und von Schweiß triefend, wieder aufgestanden, als ein Anderer denselben Holuspokus trieb. Das Ergebniß war dieses Mal wieder ein Knochen, den der Gaukler wohlweislich in seinem Gürtel versteckt hatte. Durch diese grobe Farce will man den jungen Leuten die Ueberzeugung beibringen, daß die Operation, der sie sich unterwerfen müssen, ihnen nur sehr wenig Schmerz verursachen werde; denn je mehr die Kerredai's gelitten haben, desto weniger haben sie selbst zu leiden. Der Augenblick der Operation war gekommen. Der erste Knabe, den man herbeivolte, wurde auf die Schultern eines anderen Eingebornen gesetzt, der auf dem Nasen-Platz nahm. Zunächst wurde ein Knochen herbeigeholt, der gestern Abend den Magen eines der Versammelten verlassen hatte. Das eine Ende dieses Knochens hatte man geschärft, um das Zahnfleisch damit abzuschälen; denn ohne diese Vorkehrung würden sie den Zahn unmöglich herausbrechen können, ohne die ganze Kinnlade zu sprengen. Dann legte der Operateur eine Art Wurfspeiß mit dem dünnen Ende an den Zahn, und schlug mit einem dicken Steine gegen das andere Ende. Diese erste Operation dauerte zehn volle Minuten; denn zum Unglück des armen Kleinen saß der Zahn sehr fest in seiner Höhle. Endlich sprang er heraus, worauf man den kleinen Patienten bei Seite führte, sein Zahnfleisch befestigte und ihm die Kleidung anzog, die er mehrere Tage am Körper haben sollte. Man legte ihm einen Gürtel um, in welchem ein hölzerner Säbel steckte, und umwickelte seinen Kopf mit einer blendend weißen Binde, die sich gar nicht löbel ausnahm. Der Patient hatte die linke Hand auf dem Munde liegen, welcher geschlossen bleiben mußte; er durfte den ganzen Tag über nicht sprechen und nicht essen. Auf dieselbe Art versuhr man mit allen übrigen Knaben. Nur ein einziger blühlicher Junge von acht bis neun Jahren wollte, nachdem ihm das Zahnfleisch bereits abgelöst worden, nicht mehr als Einen Schlag mit dem Steine ausbalten. Er rettete sich aus den Händen der Peiniger und, entkam glücklich. Während der ganzen Operation erhoben die Umstehenden ein unmenschliches Gekrüll, um die kleinen Dulder zu unterhalten und ihre Klagen zu ersticken; die Letzteren aber machten sich eine Ehre daraus, ihren Schmerz zu bewältigen.

Das Blut, welches aus dem zerrissenen Zahnfleisch drang, wurde nicht abgewischt, sondern man ließ es über die Brust des Knaben rinnen und dem Eingebornen, auf welchem der Knabe saß, auf das Haupt tropfen. Alsdann empfing der Knabe zu seinem eigenen Namen noch den des Mannes, der ihn trug. Das getrocknete Blut darf erst nach einigen Tagen von dem Kopfe der Männer und der Brust der Knaben abgewaschen werden. Ist die Operation vorüber, so läßt man die Knaben um einen Baumstamm sich lagern und legt denen, die besonders vielen Schmerz ausstehen müssen, gerösteten Fisch an das Zahnfleisch. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, sprangen die Patienten auf und liefen nach ihren Hütten, indem sie Alles, was ihnen begegnete, aus dem Wege trieben. Von diesem Augenblick an standen sie in gleichem Ansehen wie die erwachsenen Männer; sie hatten das Recht, Waffen zu führen, und konnten sich auch Mädchen rauben, sobald ihre physische Kraft zu Weibem ausreichte. Europäische Aerzte, die von den auf obige Weise ausgebrochenen Zähnen einige gesehen, erklärten, daß ein mit den nöthigen Instrumenten versehener Zahnarzt diese Zähne nicht besser ausgezogen haben würde.

In dem größten Theile Neu-Hollands ist die brutalste Gewaltthätigkeit das Präludium der Liebe. Gewöhnlich raubt sich ein Wilder in

einem fremden, selbst feindlichen Stamme seine Lebensgefährtin. Er dringt verstoßen in die Hütte, wo des Mädchens Aeltern wohnen, sobald er sie allein zu Hause weiß, fällt wie ein Rasender über sie her und versetzt ihr ein paar Keulenschläge auf Haupt und Schultern, dann nimmt er das Mädchen, betäubt und blutend wie sie ist, auf den Arm und eilt mit ihr durch Wälder und Hohlgründe nach dem Orte seines Aufenthalts. Seine Stammesgenossen erklären die Unglückliche für sein Weib; sie unterwirft sich ihrem Schicksal und entläßt dem neuen Gebieter nur selten, obgleich sie ihr Lebelang seine Sklavin und argen Mißhandlungen ausgesetzt ist.

Daß diese Wilden jedoch zuweilen auch für wahre Liebe empfänglich sind, beweist die folgende Anekdote, die mir ein Beamter in Sidney erzählt hat. Ein junger Wilder von ungefähr 22 Jahren, der zu einem benachbarten Stamme gehörte, hatte zwei Schwestern, von denen die Eine 20, die Andere 14 Jahr zählte. Als dieser Wilde einst von der Jagd nach Hause kam und seine Schwestern nicht wie gewöhnlich ihm entgegen kamen, setzte er sich an einen Baum in der Nähe der Hütte und zweifelte nicht, daß sie bald erscheinen würden. Unterdeß ging die Sonne unter, und seine Schwestern ließen sich noch nicht blicken. Des Wartens müde und voll innerer Unruhe, stand der Jüngling endlich auf und trat in die Hütte. Wie groß war aber sein Staunen und sein Schmerz, als er die jüngere Schwester in ihrem Blute am Boden liegen sah! Er warf sich auf die Kniee, rief sie beim Namen und leistete ihr alle mögliche Hülfe; allein sie war ohne Besinnung. Er holte Wasser und rieb ihr das Gesicht. Endlich schlug sie die Augen wieder auf und sprach: „O Bruder! unsere Schwester ist uns geraubt. Der Bösewicht schlug sie mit seiner Keule und packte sie dann, um sie fortzuschleppen. Ich wollte sie ihm mit Gewalt wieder entreißen, allein da fiel er über mich her und schlug mich so, daß ich die Besinnung verlor. Bei dieser Erzählung vergoß das Mädchen heiße Thränen. Ihr Bruder war so fürchterlich aufgeregt, daß er nur einzelne Worte von sich geben konnte. Des nächsten Morgens machten sie sich auf den Weg, um den Räuber ihrer Schwester bei seinem Stamme aufzusuchen. Da begegnete ihnen die Schwester des nämlichen Wilden, der ihre ältere Schwester geraubt hatte. Sie war in den Wald gegangen, um Holz einzusammeln; und der Jüngling, der eine so schöne Gelegenheit zur Rache nicht vorbeilassen wollte, stürzte sogleich mit seiner Keule auf sie los, um sie niederzuschmettern. Das Opfer zitterte und sah den Jüngling mit lebenden Blicken an. Dieser staunte dermaßen über ihre Schönheit, daß er wie eingewurzelt stehen blieb. Als das Mädchen dies bemerkte, warf sie sich ihm zu Füßen, um sein Mitleid besser zu erregen; allein bei diesem war alles Rachegefühl der zärtlichsten Leidenschaft gewichen. Er warf seine Keule von sich, drückte das Mädchen an sein Herz und bat sie, ihm nach seinem Stamme zu folgen. Die Schöne befaß sich nicht lange; sie tröstete ihn über das Schicksal seiner älteren Schwester, und Beide wurden ein glückliches Paar. (Magazin des Voyages.)

Mannigfaltiges.

— *Claqueurs in Paris.* Man hat es bisher immer für eine Uebertreibung gehalten, wenn von einer förmlichen Organisation dieser Leute gesprochen wurde, die in den Pariser Theatern den Ton angeben und über das Schicksal der Stücke, wie der Schauspieler, zu entscheiden pflegen. Die Gazette des Tribunaux theilt jedoch einen förmlichen Kontrakt mit, der zwischen einem Theater-Direktor und einem „Unternehmer dramatischer Successes“ abgeschlossen worden, und den man unter den Papieren eines solchen Unternehmers, Namens Clochet, gefunden, der kürzlich fallirt, obwohl ihm seine Unternehmung in den letzten vier Jahren 30,000 Franken eingebracht hat. Diefem Kontrakte zufolge, hatte der Unternehmer dem Theater-Direktor die Summe von 20,000 Franken zu bezahlen, wofür ihm auf die stipulirte Zeit, so oft ein neues dreiaktiges Stück aufgeführt wurde, sämtliche Parterre-Billets, bei neuen Stücken von einem Akt oder zweien jedoch nur 100 bis 120 Billets zum Verkauf überlassen wurden. Außerdem wurden ihm aber auch noch für jede Vorstellung 25 bis 30 Billets, so wie von Seiten des Autors die übrigen vier Frei-Billets für jedes einaktige Stück zugestanden, welche Billets der Unternehmer an „wohlgekleidete“ Leute zu vertheilen hatte, „um, was in seinen Kräften stand, zum Erfolg der neuen Stücke und des Debüts der Schauspieler beizutragen.“ Sowohl bei den Generalproben als täglich um 4 Uhr im Sprechzimmer hatte sich der Unternehmer einzufinden, um hier etwanige Instruktionen zu empfangen. Man sieht, daß auf diese Weise das Interesse beider Theile wertwändig gut verknüpft war.

— *Bevölkerung von Liverpool.* Kein anderer Ort ist wohl in gleicher Progreßion so rasch zur vollreichten Stadt geworden, als Liverpool. Noch im Jahre 1700 zählte der Ort nur 5714 Einwohner, 30 Jahre später schon 12,000, und von dieser Zeit an nahm die Zahl derselben auf erstaunliche Weise zu: 1740 zählte man 18,000, 1770: 34,407, 1801: 77,633, 1812: 94,376, 1821: 118,972, und 1831: 163,221 Einwohner in der eigentlichen Stadt und 45,000 in den im Weichbilde liegenden Distschaften (townships), die jetzt schon zur Stadt selbst gehören. Gegenwärtig beträgt die ganze Bevölkerung ungefähr 230,000 Seelen. Im Jahre 1770 zählte die Stadt 5928 bewohnte Häuser, und im Jahre 1831 betrug die Zahl derselben 25,637. Der Handel in Liverpool bob sich mit jedem Schritte, den die Englische Industrie vorwärts that. Liverpool selbst besitzt keine Fabriken, aber das mit dieser Stadt durch eine Eisenbahn verbundene Manchester und die dahinter liegenden Fabriksstädte versehen ihre Docks mit der ungeheuren Production, die der Welthandel gleichsam verschlingt.